

Jaroslav Rudiš
Wo die Toten sprechen

Jaroslav Rudiš

Wo die Toten sprechen

Roman

Luchterhand

Sie stehen mit ihrem weißen Sarg irgendwo in Brandenburg. Bei Duben. Oder Lübben. Oder Lübbenau. Irgendwo in der Lausitz. Irgendwo in Deutschland. Irgendwo in Europa, wo die Toten sprechen und Miss Detroit, Lorenzo und Caspar hören, was sie erzählen.

Es ist früh am Morgen. Oder vielleicht noch Nacht.

Lorenzo sieht aus wie ein kleiner Wolf. Und heult den Mond an.

»Hui ... Huui ... Huuii.«

Caspar hört ihm zu. Caspar, der Accademico e Fisico Matematico Melancholico, wie sie ihn nennen. Und zwischen den beiden steht Miss Detroit, die sich eine Hand auf den Bauch legt und in der anderen eine Plastiktüte hält. Miss Detroit, die Grabblume, wie Lorenzo sie immer nennt, weil sie sich nicht nur für die Toten, sondern auch für Bäume und Blumen interessiert. Und für die Friedhofsbienen.

»Du hast es wirklich getan, Miss Detroit?«, sagt Caspar.

»Ja.«

»Miss Detroit, du bist verrückt.«

»Ja, vielleicht.«

»Wir sind doch alle verrückt, sonst wären wir längst tot«, sagt Lorenzo.

Und wieder heult er wie ein Wolf.

»Hui ... Huui ... Huiii.«

»Ich musste es einfach tun.«

Miss Detroit reicht Caspar die Plastiktüte.

»Der Henker von Prag«, sagt sie.

Caspar schaut hinein.

»O Gott.«

Caspar hatte seine Frau Hana gerade zum Bahnhof Venezia Santa Lucia gebracht. Die Italienreise war zu Ende. Viel schneller, als Caspar und Hana gedacht hatten. Der Zug war abgefahren, und Caspar stand lange auf dem Bahnsteig und schaute ihm nach.

»Dir ist nicht zu helfen, tut mir leid. Uns ist nicht zu helfen«, hatte Hana kurz vorher zu ihm gesagt.

Caspar hatte geschwiegen.

»Warum sagst du nichts ... Caspar?«

»Ich weiß nicht.«

»Warum sagst du nie etwas?«

Venedig als Neuanfang. Eigentlich war ja klar, dass das nicht gut enden würde, dachte Caspar.



Er ging ins Hotel in der Nähe vom Arsenal zurück, legte sich aufs Bett, stand wieder auf, packte seine Sachen, checkte aus, ging zum Bahnhof Venezia Santa Lucia, trank einen Espresso, rauchte eine Zigarette und musste husten.



Caspar fuhr mit dem Zug über die lange Brücke, die die Österreicher über die Lagune gebaut hatten. Er fuhr nach Mestre, trank im Bahnhofscafé einen Espresso, wartete auf den Zug nach Mailand, nahm dann seine Sachen und fuhr nicht nach Mailand, sondern über die endlos lange Brücke nach Venedig zurück, trank im Bahnhofscafé einen Espresso, ging ins Hotel in der Nähe vom Arsenal, das er vor ein paar Stunden verlassen hatte, checkte wieder ein, ließ den Koffer am Fenster stehen, zog die Vorhänge zu und sich aus, legte sich in die Badewanne, schaute an die weiße Decke, die mehr grau als weiß war, hörte nur das Wasser und schlief im warmen Wasser ein.

Irgendwann tauchte er unter und ließ sich vom Strom treiben. Durch das Badezimmer, durch das Hotelzimmer, durch die Kanäle von Venedig. Er ließ sich durch die Stadt treiben und sah die Paläste und Brücken, die kleinen und großen Schiffe, die Köpfe der Touristen und die Köpfe der Fische. Und dann zog das Wasser ihm seine Brille weg, und Caspar sah alles nur noch verschwommen und begann, mit den Fischen zu sprechen.



Unter einer Brücke im Canale di San Pietro hat man Caspar gefunden. Zwei Männer warteten an der Brücke auf ihre Frauen, die sich eine Kirche anschauten. Dann sahen sie im Wasser die Schatten von zwei großen Fischen, eine Coladose und eine nackte Leiche.



Caspar lag nackt in einem hellen Raum auf einer weißen Steinplatte und roch nach Schlick, Fischen und Brackwasser. In seiner Lunge fand man eine Wasserblume. Der Ärztin gefiel die Wasserblume sehr. Ihr gefiel auch Caspar sehr, und sie musste am Abend noch lange an ihn denken.



Irgendwann wachte Caspar in der Badewanne auf und konnte sich nicht erinnern, was er im Traum mit den Fischen von Venedig besprochen hatte. Er atmete schwer und hatte das Gefühl, dass in seiner Brust eine Wasserblume wächst. Er konnte seine Brille nicht mehr finden. Dann nahm er ein Vaporetto zum Friedhof San Michele und dachte nicht länger an Hana.

Kurz nachdem der Vater von Miss Detroit im Urban-Klinikum in Berlin verstorben war, nahm sie seinen weißen Sarg und fuhr los. Mehr hatte Miss Detroit nicht gewollt. Nur diesen alten weißen Sarg, mit dem sie zusammen halb Europa bereist hatten und mit dem sie zum ersten Mal auch in Venedig gewesen war. Nur diesen Sarg wollte Miss Detroit und die Straßenkarte für Europa aus dem Jahr, in dem der Sarg gebaut wurde. Aus dem Jahr, das, wie ihr Vater immer wieder sagte, auch ihr Baujahr war.



Schon als Kind war sie neben der Grabstätte ihrer Familie in der Bergmannstraße auch an einem anderen, sehr alten Grab stehen geblieben. Am Grab von Fräulein Detroit. Lilly Detroit.



Lilly Detroit war die erste Tote, die zu Miss Detroit sprach. Seither wollte sie, dass niemand mehr Susanne zu ihr sagte. Nur noch Detroit. Miss Detroit.



Fräulein Detroit starb mit neunzehn Jahren in Berlin. An einem Sonntag im Juli stürzte sie sich nach dem Frühstück am Anhalter Bahnhof vor einen Zug.

Lilly Detroit war lungenkrank, so wie auch ihr Liebhaber lungenkrank war, mit dem sie sich heimlich auf dem Friedhof in der Bergmannstraße getroffen hatte, wo sie jetzt beide begraben lagen. Denn zwei Tage vor ihrem Tod war ihr Liebhaber nach einem Blutsturz gestorben. Das alles hatte Fräulein Detroit Miss Detroit erzählt.



Auch nachdem sie Berlin verlassen hatte, musste Miss Detroit an allen Gräbern junger Frauen an Fräulein Detroit denken. Oft umarmte Miss Detroit die toten Frauen, nachdem sie ihr davon erzählt hatten, warum sie sich vor einen Zug oder von einer Brücke in die Tiefe gestürzt hatten oder ins Wasser gegangen waren. Und immer wenn Miss Detroit die toten Frauen umarmte, umarmte sie auch Fräulein Detroit.

Die Großmutter von Lorenzo erzählte nicht viel. Sie stand immer nur am Fenster und schaute den ganzen Tag auf die Züge und den Bahnhof Praha-Bubny. Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Ganze Tage und ganze Nächte.



Und wenn die Großmutter etwas erzählte, dann erzählte sie von einem Schneesturm.

Lorenzos Eltern wollten nicht, dass sie von dem Schneesturm erzählte.

»Du machst dem Kind Angst«, sagten sie immer.



Als Lorenzo noch klein war, stand er oft neben seiner Großmutter, die Dora hieß, und schaute mit ihr aus dem Fenster auf die Züge und den Bahnhof Praha-Bubny. Auf Personenzüge, Schnellzüge, Güterzüge und Lokomotiven. Manchmal legte ihm die Großmutter ihre Hand auf den Kopf und streichelte Lorenzo durch sein dickes Haar. Ihre Hand war angenehm warm und weich.

»Auch wenn ich einmal nicht mehr bei dir sein werde, bleibe ich bei dir«, sagte die Großmutter zu Lorenzo, der das damals nicht verstand.



Wenn Lorenzo heute an seine Großmutter zurückdenkt, sieht er sie immer noch am Fenster stehen. Heute versteht er dieses Schweigen und diese Stille. Der Mann seiner Großmutter hatte solche Angst vor diesem Schweigen und dieser Stille, dass er die Großmutter bald nach der Geburt seiner Tochter verließ, zum Bahnhof ging, den Nachtzug nach Košice in der Ostslowakei nahm und von dort aus noch einen anderen Zug in die Wälder. Er fuhr, so weit es nur ging in der Tschechoslowakei. Er verschwand in einem Wald an der slowakisch-polnisch-ukrainischen Grenze, wo er später als Waldarbeiter von einem Baum erschlagen wurde. Heute liegt er in Snina auf dem Friedhof, begraben als der Peppi aus Prag.



Vielleicht hat auch Lorenzo Angst vor dem Schweigen und vor der Stille. Vielleicht redet er deshalb so viel und zitiert die toten Dichter, die er über alles liebt.

Auf dem Friedhof San Michele in Venedig bleibt Caspar vor einem Grab stehen, raucht und hustet. Er sieht alles nur verschwommen. Trotzdem erkennt er die Grabplatte von Christian Doppler und muss an seinen Vater im Böhmisches Paradies denken. Daran, wie er immer mit einer Flasche Bier in der Hand im Garten auf die Sterne schaut und von Doppler und dem farbigen Licht der Doppelsterne erzählt. Sein Vater ist nie in Venedig gewesen, wo Doppler starb. Auch nicht in Salzburg, wo Doppler lebte. Nur in Prag, wo Doppler an der Universität unterrichtete, ist er oft gewesen.

»Hast du auch hier geschlafen?«, spricht jemand Caspar an. Er dreht sich um und sieht einen Wolf. Einen untersetzten kleinen Mann. Seine Hände, soweit er es sehen kann, sind tätowiert. Wie auch sein Hals und das Gesicht.

»Geschlafen?«

»Ja. Geschlafen.«

»Hier?«

»Ja. Ich habe auch hier geschlafen, nur an einem anderen Grab.«

»Hier?«

»Wo denn sonst.«

Der tätowierte Mann schaut auf die Grabplatte und liest vor:

»Cristiano Doppler, Accademico e Fisico Matematico in Vienna ... Morto in Venezia ... Kenne ich leider nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Offenbar ein Physiker und Mathematiker.«

»Ja.«

»Bist du auch Physiker?«

»Nein.«

»Kein Fisico also? Matematico? Oder Accademico?«

»Nicht so richtig.«

»So gar nichts?«

»Nein.«

»Und hast nun du hier geschlafen, oder nicht?«

»Wie geschlafen? Ich verstehe nicht.«

»Du siehst so aus, als hättest du hier geschlafen, hier auf dem Friedhof.«

»Ich?«

»Ja, du, Accademico! Schau dich doch an, wie du aussehst ... Hui ... Huui ... Huuii«, lacht der Mann und heult dabei wie ein Wolf.

Der Mann tritt nah an Caspar heran und schnüffelt an ihm.

»Du riechst ganz klar nach Grab. Du musst hier geschlafen haben.«

»Nein!«

Aus der Nähe sieht Caspar nicht nur die Augen des Mannes, sondern auch die blauen, schwarzen und roten

Buchstaben, Wörter und ganzen Sätze auf seinem Hals, auf seinen Händen und auch in seinem Gesicht.

»Ich habe hier nicht geschlafen.«

»Ich schon.«

»Auf dem Friedhof?«

»Wo denn sonst? Hier hab ich meine Ruhe.«

»Und wo genau?«

»Am Grab von Brodsky. Hast du was von ihm gelesen?«

»Nein.«

»Musst du auch nicht. Wir haben uns poetisch nicht verstanden. Mit Rilke, mit dem habe ich mich sofort poetisch verstanden. Und mit Theodor Storm und mit Jean Paul auch. Und natürlich auch mit Stifter, auch wenn man an Stifter erst heranwachsen muss, wie der Professor immer sagte. Aber mit Brodsky, mit dem habe ich mich poetisch gar nicht verstanden. Mit dem habe ich mich sehr unpoe-tisch gestritten.«

»Ach ja?«

»Die toten Dichter, die sind es, die mich interessieren. Wissenschaftler interessieren mich nicht. Und Schauspieler schon gar nicht. Völlig überschätzt. Ich bin auch Dichter.«

»Aber noch nicht tot.«

»Hui ... Huii ... Huiii. Wer weiß das schon. Mehr als die Dichter selbst interessieren mich die Gräber der Dichter. Über die toten Dichter schreibe ich gerade ein Buch. Ein großes Gedicht. Meine Promotion.«

»Eine Promotion über die toten Dichter.«

»Als ein Gedicht verfasst. Das hat noch keiner geschafft.«

»Ach ja?«

»Der Professor meint, nur ich kann das schaffen.«

»Lorenzo, mit wem sprichst du da?«, fragt eine Frau und kommt näher. Sie ist groß und schlank. Ihre Haare sind lang und schwarz. Und schwarz und lang sind auch ihre Fingernägel. Und schwarz ist auch alles, was sie trägt.

»Irgendein Accademico e Fisico Matematico Melancholico ... Hat auf dem Grab von dem Wissenschaftler hier geschlafen.«

»Habe ich nicht.«

»Doch, hast du. Du riechst nach Grab, so wie wir.«

Die Frau schaut Caspar kurz an.

»Komm, mein Dichterherz, wir müssen los«, sagt sie dann zu Lorenzo.

»Ja, ja, Miss Detroit, ich komme schon.«

»Na dann. Ciao, du toter Dichter.«

»Mach dich nicht lustig über mich, du toter Accademico!«

Sie gehen.

Caspar schaut ihnen nach, und bald sieht er nur noch, wie sie in der Ferne verschwimmen. Er zündet sich eine Zigarette an. Und dann hört er, wie die beiden ihn rufen.

»Hey, du, Accademico! Komm her.«

Zu Hause im Böhmischen Paradies hat Caspar zwei Brüder, die Melchior und Balthasar heißen. Ihr Vater glaubt bis heute, dass die Heiligen Drei Könige Glück, Hoffnung und Weisheit bringen. In der Schule hat man Caspar, Melchior und Balthasar immer ausgelacht, weil alle drei eine starke Brille trugen. Man nannte sie die Blinden Drei Könige.



Zwei von den drei Königen geht es gut. Melchior und Balthasar leben mit ihren Familien im Böhmischen Paradies und sind glücklich. Auch Caspar wollte glücklich sein.

An einem Tag im März, an dem der kalte Wind den letzten Schnee durch die Straßen von Berlin trieb, hörte der Vater von Miss Detroit auf zu sprechen. Er saß in seiner Werkstatt auf dem Friedhof. In der ehemaligen Garage, wo man früher die Leichenwagen parkte. Er saß tief versunken in seinem Sessel, schaute sich seinen weißen Saab an und einen roten und einen schwarzen, die er auf einem Autofriedhof vor der Verschrottung gerettet hatte. Er schaute auf die drei schönen Särge, wie er diese Autos aus Schweden nannte, und sagte kein Wort mehr.

Doch Miss Detroit spürte, dass er ihr eigentlich etwas erzählen wollte.

»Du schaffst es, keine Angst. Ich weiß, dass du es schaffst«, schrieb der Vater Miss Detroit auf einen Zettel. Das hatte er vorher oft zu ihr gesagt.

Miss Detroit brachte ihn in dem weißen Sarg ins Krankenhaus. Der Arzt sprach von einem Schlaganfall. »Du schaffst es, keine Angst. Ich weiß, dass du es schaffst. Alles wird gut«, sagte Miss Detroit zu ihrem Vater.

Doch der Vater schaffte es nicht. Niemand konnte ihm helfen. Die Ärzte nicht und Miss Detroit auch nicht.

Danach wollte Miss Detroit nicht mehr leben.



So wie der Vater von Miss Detroit aufgehört hatte zu sprechen, hörten danach alle Menschen auf zu sprechen. Zumindest kam es Miss Detroit so vor. Es waren nur die Blumen auf den Friedhöfen in der Bergmannstraße, die weiterhin zu ihr sprachen. Es waren die Toten, die durch die Grabblumen mit ihr sprachen. Sie erzählten ihre Lebensgeschichten und Liebesgeschichten. Manchmal weinten sie. Manchmal fluchten sie. Und manchmal lachten sie auch.

Doch aus manchen Gräbern dröhnte es. Solche Gräber besuchte Miss Detroit nicht. Denn sie wusste, dass hier jemand begraben lag, der kein guter Mensch gewesen war. Auf solchen Gräbern wuchsen keine Blumen, oder sie verwelkten schnell, da die Toten an ihren Wurzeln zogen.



Irgendwann verschenkte Miss Detroit ihre Möbel, verkaufte die Wohnung und die Werkstatt des Vaters, und den roten und den schwarzen Sarg, nahm das Geld, packte ein paar Sachen und fuhr in ihrem weißen Sarg davon.

Sie fuhr auf den Nebenstraßen Richtung Süden. Sie fuhr durch die Kiefernwälder. Sie fuhr vorbei an Kraftwerken und Tagebauen. Sie fuhr durch den Staub und den Rauch und den Regen. Sie fuhr und hörte immer wieder ihren

Vater sagen: »Du schaffst es, keine Angst. Ich weiß, dass du es schaffst.«



Miss Detroit fuhr Richtung Venedig, wo sie mit ihrem Vater und dem weißen Sarg schon einmal gewesen war. Damals, als noch keiner Miss Detroit zu ihr sagte. Kurz nachdem sich ihre Mutter von ihrem Vater und auch von ihr getrennt hatte und dann mit einem anderen Mann und seiner Tochter zusammenzog.



Miss Detroit fuhr Richtung Venedig. Denn seit sie dort mit ihrem Vater gewesen war, hatte sie in Venedig eine Freundin, von der sie noch keinem Menschen erzählt hatte. Irgendwo in ihrem Rucksack hatte sie ein Geschenk für sie. Laudanum.



Miss Detroit fuhr in ihrem weißen Sarg Richtung Venedig. Sie fuhr über Wittenberg und übernachtete auf dem Alten Friedhof. Sie fuhr über Leipzig und schlief auf dem Südfriedhof. Sie fuhr über Weimar und schlief auf dem Jacobsfriedhof.

Je mehr Friedhöfe Miss Detroit unterwegs besuchte, desto weniger Menschen wollte sie sehen. Sie war überrascht, wie

leicht sich abends die Tore der Friedhöfe öffnen ließen und wie leicht sie mit ihrem weißen Sarg auf einen Friedhof kam. Vielleicht weil es eben ein Sarg war.



Miss Detroit duschte an den Tankstellen, wo Lkw-Fahrer ihren weißen Sarg bewunderten und mit ihr Kaffee trinken wollten. Doch Miss Detroit wollte nur fahren und fahren und fahren. Sie fuhr, und die Pausen an den Tankstellen wurden kürzer. Und die Zeiten auf den Friedhöfen länger.



Miss Detroit fuhr und fuhr und fuhr und hörte Musik von Kassetten, die sie im Sarg gefunden hatte. The Cure. The Jesus and Mary Chain. Echo & the Bunnymen. The Smiths. Siouxsie and the Banshees. Joy Division. New Order. The Doors. Nick Cave & The Bad Seeds. Aber vor allem The Cure. Sie hörte die Musik, die ihr Vater so mochte, und zwischendurch immer wieder auch ihn.

»Du schaffst es, keine Angst. Ich weiß, dass du es schaffst. Alles wird gut.«

Doch Miss Detroit wusste, dass es nicht gut werden würde. Dass es nie wieder gut werden konnte.

An einem Tag im August überfielen die Sowjets die Tschechoslowakei, und die Großmutter von Lorenzo schaute aus ihrem Fenster nicht mehr auf die Züge, sondern auf die sowjetischen Panzer. Dann zog sie für mehrere Tage die Vorhänge zu.



An einem Tag im September flohen die Eltern mit Lorenzo nach Österreich, zu den Verwandten nach Wien. Die Großmutter wollte nicht mit. Sie blieb in Prag in ihrer Wohnung mit Blick auf den Bahnhof Praha-Bubny.



Zweimal im Jahr besuchte die Großmutter Lorenzo und seine Eltern in Wien. Auch hier schaute sie aus dem Fenster auf die Züge und auf den Franz-Josefs-Bahnhof. Sicher waren sie auch mal in den Prater oder ins Café Hawelka oder ins Prückel gegangen. Doch wenn Lorenzo später an seine Großmutter dachte, sah er sie immer am Fenster stehen und auf die Züge und auf den Franz-Josefs-Bahnhof schauen.

»Einmal würde ich gerne in einer Wohnung leben, aus der man keine Züge sieht«, sagte die Großmutter. »Ich mag keine Züge. Ich mag keine Bahnhöfe. Ich mag keinen Schnee.«



An einem Tag im Februar stürzte sich die Großmutter von Lorenzo aus dem Fenster ihrer Prager Wohnung. Es war der gleiche Tag wie vor vielen Jahren, als sie vom Bahnhof Praha-Bubny mit ihren Eltern die Stadt verlassen musste.



Nachdem sich die Großmutter aus dem Fenster gestürzt hatte, erzählten die Eltern Lorenzo, dass sie zu den Sternen gegangen sei, und wenn er am Nachthimmel einen Stern sehe, könne er auch seine Großmutter sehen. In jener Nacht stand Lorenzo zum ersten Mal auf dem Balkon mit dem Blick zum Franz-Josefs-Bahnhof und heulte wie ein kleiner Wolf zu den Sternen.

»Hui ... Huii ... Huiii.«

Lorenzo heulte und heulte und war nicht zu beruhigen.

Und unten am Würstelstand schüttelten drei Männer mit Bier in der Hand den Kopf.